Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 24

Artikel: Die Ferienversorgung des Hülfsvereins der Stadt Bern : 1879-1929

Autor: Wenger, F.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-640361

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

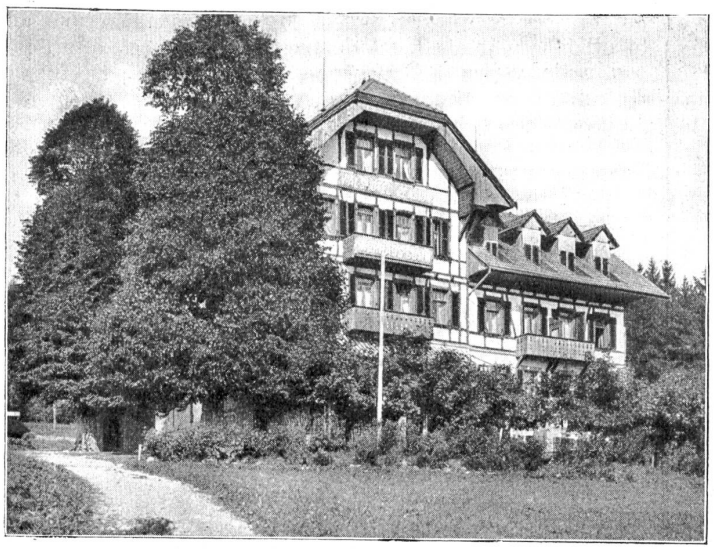
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Ferienheim Gumm bei Biglen.

Die Ferienversorgung des Hülfsvereins der Stadt Bern.

1879 — 1929.

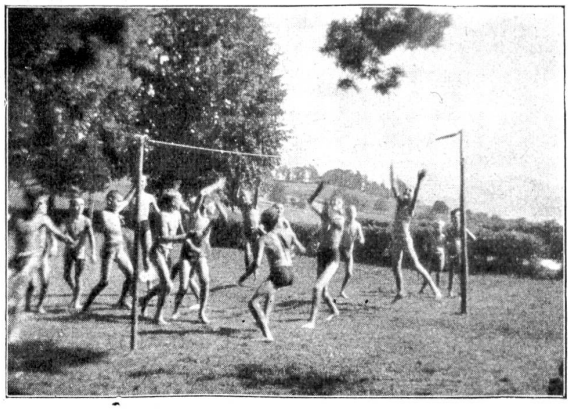
(Aus dem Jubiläumsberichte von Fr. Wenger, Lehrer.)

Der Hülfsverein der Stadt Bern, eine Vereinigung wohltätiger Personen, darf als der Pionier der stadtbernischen Ferienversorgung bezeichnet werden. Schon im Jahre 1879, lange bevor die Stadt aus ihren Mitteln Ferienheime für die Schuljugend errichtete, ging dieser Verein ans Werk und gründete aus privaten Geldern die erste Ferienkolonie für „arme, erholungsbedürftige Schulkinder der Stadt Bern". Die erste Kolonie mit 44 Ferienkindern wurde im alten Kloster Rüeggisberg auf dem sonnigen Längenberg untergebracht. Seither hat der Hülfsverein sein Werk unentwegt weiter ausgebaut und verbessert, und heute darf er auf eine 50jährige segensreiche Tätigkeit auf dem Gebiete der Ferienversorgung zurückblicken. In den letzten 10 Jahren unterhielt er durchschnittlich 18 Ferienkolonien mit rund 800 Kolonisten pro Sommer. Die passenden Kolonieorte ließen sich finden an den sonnigen Abhängen des Längenberges, im schönen Schwarzenburgerländchen und im waldgrünen Hügelland des Emmentales. Im gesamten wurden während der 50 Jahre 24,046 Kinder der Wohltat und der Freude einer Ferienversorgung teilhaftig, und der Gesamtkostenaufwand macht die beträchtliche Summe von Fr. 756,902 aus. An dieser Summe partizipiert die Gemeinde Bern durch ihre Subventionen mit einem Betrag von Fr. 183,000. Das Werk wurde also von jeher größtenteils durch private Mittel gespiesen. Erwähnt seien als Donatoren besonders die Burgergemeinde Bern, die Zünfte und Leistgesellschaften, die Vereine und Schulen unserer Stadt. Aber ebenso groß und schön sind die Beiträge von unzähligen Privaten, von jenen „X" und „Y" und „Ungenannt", Sammelbeträge, die in den letzten Jahren öfters die Summe von Fr. 10,000 überschritten. Hiezu kommt noch die Unterstützung des Werkes durch Naturalgaben in Form von gespendeten Kleidern, Lebensmitteln, Spielwaren ꝛc., Geschäfte und Fuhrhaltereien besorgten unentgeltlich Transporte und Fuhrungen. Diese Naturalgaben würden, in Geld umgewandelt, eine ganz bedeutende Summe ausmachen. So genießt das Werk in stets steigendem Maße die Gunst und Unterstützung der Bevölkerung und der Behörden der Stadt.

Die Institution der Ferienversorgung verdient diese Sympathie; denn sie ist unbedingt ein blühender Zweig am Baume der Jugendfürsorge. Für manches blasse, müde, blutarme Kind bedeutet ein geeigneter Ferienaufenthalt nicht nur das Glück froher Ferienzeit, sondern auch die Kräftigung seiner schwachen Gesundheit. Im Kampfe gegen die verheerende Tuberkulose wirkt die Ferienversorgung unzweifelhaft prophylaktisch. In den jeweiligen Berichten der Kolonieleiter wird konstatiert, daß sozusagen bei allen Kindern nach Verlauf eines Ferienaufenthaltes (Dauer 18—20 Tage) ein erheblich besseres Aussehen wahrgenommen werden kann und daß auch Kraft, Mut und Lebenslust merklich zunehmen. Da gibt es bei der Heimkehr der Kinder manchen Ausruf der Ueberraschung, und es ist schon vorgekommen, daß eine Mutter ihr Kind ganz aufmerksam betrachtete und fragte: „Bisch es eigetlich, oder bisch es nid?" Und nicht zu unterschätzen sind auch die guten erzieherischen Einflüsse, die ein geregeltes Kolonieleben auf die kleinen Feriengäste ausübt.

Um der Neuzeit und deren Anforderungen an eine gute Ferienversorgung zu entsprechen, hat sich der Hülfsverein im Jahre 1927 zur Erwerbung eines Eigenheimes entschließen können. Er kaufte das Kurhaus Gumm ob Biglen, eine Besitzung in wunderbarer Lage, zirka 1000 Meter über Meer, freistehend und in unmittelbarer Waldnähe. Die Besitzung, die nebst dem guterhaltenen Gebäude zirka 1½ Jucharten Spielwiese mit angrenzendem Waldstück umfaßt, kann wirklich als ideales Ferienheim bezeichnet werden. In 30 hellen und hohen Schlafzimmern können im Minimum 60 Kinder in Einzelbetten untergebracht werden. Zwei große Säle dienen den Kolonisten als Speise- und Spielsaal. Das Haus ist mit Wasser und elektrischem Licht versorgt. Der Kauf der Gumm kam samt Inventar auf rund Fr. 90,000 zu stehen. Die Gemeinde Bern leistete an die Kaufsumme ein zinsloses Darlehen von Fr. 30,000. Auf dem Heim lastet zurzeit noch eine bedeutende Hypothekarschuld. Diese sollte möglichst rasch abgetragen werden können, damit der Betrieb der gesamten Ferienversorgung nicht allzu sehr belastet wird.

Zum Schlusse sei hier gestattet, ein Wort des Dankes an alle Freunde und Gönner des Werkes zu richten. Wir können ihre Namen leider nicht nennen. Mögen sie alle ihre Befriedigung darin erblicken, daß sie durch ihre Unterstützung ein Jugendwerk geschaffen haben, das einen hellen Lichtstrahl in das umschattete Dasein so vieler armer Kinder gezaubert hat. Ganz besondern Dank den Lehrersfamilien und ihren treuen Gehilfen, die ihre Sommerferien opferfreudig zur Leitung und Ueberwachung der Ferienkolonien hergaben! Dankbar und pietätvoll sei hier auch des eigentlichen Begründers der stadtbernischen Ferienversorgung, des am Weihnachtstage 1888 verstorbenen langjährigen Stadtpräsidenten von Bern, Oberst von Büren, gedacht.



Eine Spielstunde.

Und ferner sei noch eine Namensnennung erlaubt: Pfarrer Franz Studer. Dieser Mann hat während vollen 30

Jahren das Schifflein des Hülfsvereins und seiner Ferienversorgung mit Liebe und Geschick geleitet. Möge das Werk fernerhin solche Förderer finden; dann ist uns um seine Zukunft nicht bange.

Sutter-Mareili.

Von Emma Stump.

Hofwil! Oft denke ich der Tage, da ich daselbst im Lehrerseminar als Hausmutter amtete. Bunte Bilder, frohe, glückliche und trübe, treten alsdann vor mein seelisches Auge, wie es so jedem geschehen mag, der in alten Erinnerungen herumkramt.

Sutter-Mareili, das betagte, gebückte Weiblein! — immer wieder kehrt sein freundliches, vertrautes Bild bei mir ein. Meine Gedanken weilen dann oft lange bei den lieben Erinnerungen aus den Tagen, da ich der Alten Besuche abstattete, von denen ich nie leer, wohl aber mit frischem Mut, fröhlich und getrost zu meiner Arbeit heimkehrte.

Vom „großen Haus" in Hofwil, wie es von den Leuten der Umgegend schlechtweg genannt wird, ging ich das Sträßchen hinunter, das nach Münchenbuchsee führt. Einst hatte dies Haus die berühmte Fellenbergsche Erziehungsanstalt beherbergt. Heute ist daselbst ein Teil des bernischen Lehrerseminars untergebracht. Das erste Haus links am Sträßchen ist das Lehrerhaus. Zu Fellenbergs Zeiten ist auch dieser Bau erstellt worden, zum Teil als Wohnhaus für die verheirateten Lehrer des Instituts mit ihren Familien, aber zugleich auch als Quartier- und Gasthaus für die Fremden aus aller Herren Länder, die der berühmten Erziehungsanstalt Besuche abstatteten.

In der Folge ist es ein Miethaus geworden, das von zahlreichen, meist armen Familien, bewohnt wird. Ich steige nun eine Treppe hinan und wende mich links durch den breiten Gang. Mein Weg führt an Gruppen von zwei, drei und mehr Kindern vorbei, die auf den verschiedenen Türschwellen kauern oder sich im Gang herumtollen. Bis zu der zweitletzten Tür rechter Hand dringe ich vor und klopfe an.

Ein freundliches: Nume-n-ine! der mir so wohlbekannten Stimme ermuntert mich, die Türe zu öffnen. Von Mareili sehe ich vorerst nichts, doch ich ahne, wo es sich aufhalten mag. Ich trete also in das freundliche Gemach, das die Winterbehausung des Weibleins, Küche und Schlafstube zugleich, vertritt. Ein breites Fenster, der Türe gegenüber, ist ein wenig geöffnet und läßt wohltuenden Wintersonnenschein einkehren.

Zunächst durchschreite ich den Teil des Raumes, der die Küche vertritt. Rechts an der Wand steht das Speiseschränklein, daneben ruht auf niedrigem Schemmel der gefüllte, kupferne Wasserzuber, an dessen Rand das blanke Kupfergätzi hängt. Von der Wand her winken saubere Zwächeli, und auf einem Gestell ruhen die buntbemalten Kannen, Teller und Tassen. Alles prangt in schönster Ordnung.

Links steht auf einer Sandsteinunterlage, als originellstes Stück der primitiven Kücheneinrichtung, ein alter, grüner Kachelofen. Er mißt ungefähr 60 Zentimeter im Geviert, ist etwa 120 Zentimeter hoch und hat auf der Seite nach dem Fenster zu einen niedrigen Vorbau in der Art der Ofentritte.

Seine Oberfläche weist ein rundes Loch auf, das Raum gibt für eine mäßig große Pfanne. So vermögen die hier angefachten, prasselnden Holzfeuerlein zu tun, was sonst nach dem Sprichwort nirgends gelingt: Sie dienen zweien Herren zugleich. Sie kochen die Süpplein der Herrin dieser Wohnstätte, bringen das Wasser für ihren schmackhaften Kaffee zum Sieden und bedienen obendrein in ausgiebiger Weise den Heizofen. Denn, dank der ausgezeichneten Konstruktion des Grünen, der nach russischem Vorbild erstellt worden ist, geht im Winter kein kleinstes Teilchen der angenehmen Wärme verloren und sind auch Wände und Decke des Raumes vom Rauch nicht allzu sehr geschwärzt. — Zwischen den Kochzeiten aber hockt auf dem Loch ein glänzender, kupferner Teekessel, wie eine brütende Henne auf ihrem Nest.

An kalten Winterabenden, wenn ich mich bei Mareili, in seinem Lehnstuhl sitzend, so recht behaglich fühle, wenn die strenge Winterkälte die Ofenwärme besonders nötig macht, dann gibt meine Freundin wohl noch ein paar Scheitlein zu. Bald fängt das Wasser zu sieden an. Die raschen Atembewegungen des Kessels lassen in regelmäßiger Folge den kleinen Messingdeckel am Mund des Ausgußrohres sich heben und senken. Der Kessel singt! — Dieses leise Summen und der feuchtwarme Hauch, der dem Kesselmund entflieht, erwecken so recht das Gefühl des Lebendigen, dem eine Seele inne wohnt, eine alte Kupferkesselseele, die vieles erlebt hat und auch vieles erzählen würde, wenn wir ihrem Singsang verständnisvoll zu lauschen vermöchten.

Die vordere Hälfte des Raumes bildet das Wohn- und Schlafgemach. Heller Sonnenschein gießt freundliche Heimlichkeit über das dürftige Stübchen. Rechts steht das hohe, mit buntem Katunüberwurf bedeckte Bett. Darüber schauen bunte Bildchen zu mir hernieder, die irgend ein Landschäftlein oder eine Bibelfigur wiedergeben. An der linken Wand steht unter einem winzigen Spiegelchen ein kleiner Tisch und daneben ein niedriger Armstuhl.

Halb verblichene Daguerreotypien und Photographien hangen rund um das Spiegelchen. Aus ihren Rahmen blicken Menschen, deren größere Zahl wohl schon seit Jahren unter der Erde ruht. Auf meinen Gruß, den ich im Vorwärtsschreiten dem noch nirgends sichtbaren Mareili zurufe, tönt es an mein Ohr: „Aha, Dihr sit's, charmant, charmant, willkomme, willkomme!" — Ein alter, freundlicher Frauenkopf schiebt sich beim Fenster vorn hinter der Kopflade des Bettes hervor, und ein gebrechlicher Frauenkörper macht Anstrengungen, sich von einem niedrigen Stühlchen zu erheben. Ich bitte die Alte, ruhig sitzen zu bleiben und nehme selbst Platz ihr gegenüber.

Mareili war ein gebücktes, runzeliges Frauchen, und daß es gar so elend war und aussah, wie ein halbzugeklapptes Taschenmesser, wenn es sich am Stock mühsam vorwärts schob, daran war eine tückische Krankheit schuld, die in früher Jugend die zarte Menschenpflanze heimgesucht und den schwachen Körper gepackt und zermürbt hatte, ähnlich einem gewaltigen Nordwind, der ein zartes Bäumchen mit roher Gewalt schüttelt, bis es geknickt ist und eines frohen Aufwachsens verlustig gehen muß.

Als Jungmareili von der Krankheit aufstand, da war sein Rücken gekrümmt und wuchs fortan, trotz aller angewandten Tränklein und Heilmittel, nicht mehr gerade. Auf gebeugten Schultern mußte es die Last des Lebens tragen, lange, lange Jahre hindurch. Mareili wurde im Jahr 30 des letzten Jahrhunderts geboren. Als ich es kennen lernte, da hatte es schon sein siebzigstes Altersjahr überschritten.

Ob die Lebenslast schwer gewesen war? Zu Zeiten gewiß! Mareilis Mund wußte davon zu erzählen. Der Ausdruck seines guten Gesichts aber redete dabei eine gar freundliche Sprache der Versöhnung mit dem Lebensschicksal, daß einem warm und froh ums Herz wurde. Rasch ging Mareili von den trüben Bildern wieder zur Schilderung froher Erlebnisse über. Wie fröhlich konnten dann die grauen Augen lachen, wie beredt sein Mund erzählen von all dem Schönen und Freudvollen, das es genossen! Und die Worte, die von seinen Lippen flossen, waren das feine, alte Patrizier-Berndeutsch. Hatte doch Mareili sein ganzes Leben in Hofwil gelebt! Seine Kinderjahre fielen in die Zeit, da Hofwil der Sitz der berühmten Fellenbergschen Erziehungsanstalten war und Emanuel von Fellenberg noch selber seinen Schöpfungen vorstand.

Mareilis Vater war ein geschickter Schreiner und Drechsler gewesen, den Fellenberg zu sich berufen hatte als Lehrmeister der vornehmen Zöglinge, von denen jeder neben seinen Studien sich in tätiger Handwerksarbeit üben mußte.